

Im Nebel [Fortsetzung]

Autor(en): **Tinseau, Léon von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575741>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

✻ Im Nebel. ✻

Roman von Léon von Zinsau.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



„Was Ihre Familienkalamität betrifft,“ sagte Herepian, „so ist das Mittel dagegen nicht schwer zu finden. Lassen Sie das meine Sache sein! Zum Henker auch, wir wollen sehen, ob ich im Hause der Frau Byzdenko eine Null bin! Was hat sie Ihnen denn übrigens zu verzeihen? Morgen abend wird für Sie bei Ihrer Großmutter gedeckt sein, oder auch ich setze mich nicht an ihren Tisch.“

„Seien Sie vorsichtig!“ empfahl das junge Mädchen. „Eine zu starke Erschütterung in diesem Alter . . .“

„Bah, der Egoismus ist eine wunderbare Schutzwehr gegen alles. Kommen Sie nur! Ich will es nicht länger mitansehen, daß ein so gutes, edles, aufopferndes Wesen ungerecht behandelt werde. Ich sehe Sie heute erst zum dritten Mal in meinem Leben; aber Sie können auf mich rechnen, als ob wir uns seit unserer Kindheit kennen würden. So sind wir Südländer nun einmal!“

„Ich verlasse mich auf Sie, und da Sie es mir raten, erscheine ich morgen bei Großmama . . . Und ich danke Ihnen von ganzem Herzen,“ fügte sie mit ausgestreckter Hand hinzu.

Sie begleitete diese Bewegung mit einem Lächeln, dem berühmten Lächeln, das der arme Leslie nicht sehen wollte. Es war wie eine Verklärung. Die sonst sanft umflorten Augen leuchteten, die Stirne, die sich gewöhnlich unter der Last eines Gedankens senkte, erhob sich. Zwischen lebensvollen Lippen zeigten sich plötzlich zwei köstliche Perlenreihen, ein unerwartetes Grübchen erschien . . .

„Dieses Lächeln bezahlt mir meinen Freundschaftsdienst zum voraus,“ sagte Herepian. „Sie entledigen sich Ihrer Schulden rasch!“

„O,“ seufzte sie, „ich laufe bis jetzt keine Gefahr, in Europa durch Herzensschulden zu verarmen . . . Aber brechen wir auf! Das war ein schöner Tag!“

Während der Fahrt redeten sie nur von dem Familienereignis, das am nächsten Tag stattfinden sollte. Mit kindischer Freude besprachen sie die Ueberraschungen, mit denen sie die alte Dame gewinnen wollten.

„Wenn Sie schon diesen Weg einschlagen wollen,“ sagte Herepian, „so rate ich Ihnen, einige Leckerbissen nicht zu vergessen; Ihre Großmutter hat eine Schwäche für diese Art Genüsse.“

Sie vereinbarten für die Vormittagsstunden des nächsten Tages einen gemeinsamen Rundgang.

„Zuerst gehen wir zu Ihrem Juwelier,“ sagte Edna. „Sie haben doch einen?“

„O, bis jetzt hat er mir nur einen Ring verkauft . . . den Verlobungsring.“

Der junge Mann seufzte; sein fröhliches Gesicht verdüsterte sich wieder. Er fuhr fort:

„Wir sind ein wenig im Rückstand mit der Ausstattung. Auch ist der Hochzeitstag noch nicht festgesetzt . . .“

„Wir werden ihn festsetzen,“ beschloß Edna. „Sie schenken mir die Liebe meiner Großmutter; ich werde Ihnen mit Gottes Hülfe die Liebe Ihrer Frau schenken. Mut . . . und auf Wiedersehen morgen!“

XV.

Dieselbe frühe Morgenstunde, die von Felix und Edna benützt wurde, um nach Versailles zu fahren, brachte Alexandrinen Manfreds Hochzeitsgeschenk. Da es sich nun nicht mehr um eine „Reklame“, sondern um ein „Echo aus der Gesellschaft“ handelte, konnte der „Korsar“ von ihr unentgeltlich sprechen, ohne seinen Grundsätzen untreu zu werden. Das Journal meldete also die Verlobung und erinnerte daran, daß der ebenso geistreichen als schönen Braut kürzlich die Ehre zuteil geworden, ihr Werk von der Akademie gekrönt zu sehen. Der kurzen verächtlichen Bemerkung über Herepian: „Verfasser einiger geschätzter Gedichte“ merkte man den Groll des Rivalen an.

Auf das junge Mädchen brachte weder die ihr dargebrachte Huldigung, noch die Herabwürdigung ihres Bräutigams einen besondern Eindruck hervor. Ihre Schönheit, ihr Talent, ihre Palmen waren für sie ohne jedes Interesse. Ihren Geist beschäftigte nur eine Vision: die der zwei Spaziergänger, die, sich selbst überlassen, in den schattigen Alleen des Parks umherstreiften.

Sie machte Höllequalen durch, von denen sie vor einigen Wochen noch keine Ahnung gehabt; denn ihr hauptsächlichstes Leiden waren bisher der Geldmangel und die hieraus entstandenen Komplikationen gewesen. In diesem Augenblick hätte eine Million, die vom Himmel herabgefallen wäre, nicht bewerkstelligen können, daß Herepian nicht mit Edna beisammen sei. Die zunehmende Herzensbeklemmung erpreßte ihr Thränen und besiegte ihren Stolz. Sie beschloß, Felix bei der nächsten Gelegenheit ihr Herz zu öffnen und ihm zu sagen: „Ich liebe dich! Habe Mitleid mit mir! Liebe nicht eine andere!“ Aber die Zeit bis zu seiner Wiederkehr erschien ihr wie eine Ewigkeit.

Gegen die Mitte des Nachmittags kam abermals eine Zeitung unter ihrer Adresse; eine blau angestrichene Notiz lieferte ihr den Beweis, daß Frau Bitterlin die Waffen noch nicht niedergelegt habe. Durch die Erinnerung an den akademischen Triumph Noracs hatte Manfred eine brennende Wunde berührt. Auf den harmonischen Flötenton des Lobes folgte fast augenblicklich die schrille Dissonanz nachstehender, perfider Zeilen:

„Ein Doppelgestirn, das einigermaßen der Litteratur angehört, wird demnächst als Brautpaar am Horizont eines Bürgermeisteramtes erscheinen. Die Braut ist eine hübsche Person, die unter dem Pseudonym Norac ein Werk herausgegeben hat, dessen Wert zu erörtern, nach der Apotheose des Prix Montyon übel angebracht wäre. Der Bräutigam ist ein junger Dichter, der einen Preis bei den «Jeux floraux» davongetragen hat:

eine Vereinigung gekrönter Häupter, wie man sieht. Es war schon seit längerer Zeit der Wunsch der Freunde der jungen Braut, den reizendsten Roman à la Feuillet durch eine Heirat beendet zu sehen. Ein Onkel aus Amerika, der auch eine Cousine sein kann, langte im richtigen Momente an, um gewisse materielle Schwierigkeiten, die diese Vereinigung verzögerten, zu beseitigen. Glück und Segen dem jungen Paare!"

Als Alexandrine diese Lektüre beendet hatte, war sie von ihrer Nüchternheit geheilt. Diese Zeilen riefen ihr jene Zeit ins Gedächtnis zurück, wo sie weder Liebe, noch Eifersucht, nur Demütigungen und Kränkungen gekannt hatte. Sie erinnerte sich, daß einerseits die Pflicht, andererseits die Angst vor der andern, diese Heirat zustande gebracht hatte. Uebrigens mußte sie nun endlich die Großmutter von Ednas Hiersein benachrichtigen. Die Situation wurde kritisch: die Zeitungen hatten die Ankunft der jungen Amerikanerin gemeldet, ein Zufall konnte der alten Frau alles ver-raten. Es war also unbedingt notwendig, Felix zu Rate zu ziehen. Aber wie überrascht war die arme Alexandrine, als Herepian selbst den Gegenstand be-rührte.

Als sie nach dem Diner in ihrer Ecke plauderten und Frau Ljzdenko, wie gewöhnlich, eingeschlummert war, erklärte der junge Mann:

"Ihre Cousine ist sehr schmerzlich berührt, daß Sie sie unter dem Vorwand, eine günstige Gelegenheit ab-warten zu wollen, so lange fernhalten. Eine derartige Ungerechtigkeit kann nicht länger fortgehen. Da Sie sich vor Ihrer Großmutter fürchten, so will ich alles auf mich nehmen. Edna Leslie wird morgen abend hier speisen; ich bitte Sie jedoch, dies durch kein Wort zu verraten."

"Sie hat den Tag gut ausgenützt!" sagte Alexan-drine mit verzweifelter Miene. "Sie stehen nun ganz zu ihren Befehlen. Weshalb heiraten Sie sie nicht? Ich habe Sie schon einmal gefragt."

"Wünschen Sie, daß ich sie heirate?"

"Das soll heißen: Wenn Sie nicht sehr gehorsam sind, werde ich sie heiraten." Fürchten Sie nichts, mein Freund, ich denke nicht an Empörung; ich bin in Ihren Händen. Wenn ich es vergessen könnte, würden mich andere daran erinnern. Lesen Sie diesen Artikel!" Sie hielt ihrem Bräutigam Frau Bitterlins mustergültige Prosa hin.

"Das ist eine Niederträchtigkeit!" sagte er, nachdem er gelesen hatte. "Sie wissen selbst am besten, daß ich nicht durch Geld zu dem Schritte bewogen wurde, wie es diese unverschämte Frau andeutet. Aber woher weiß man von Miß Leslies Ankunft? Es sei denn, daß Manfred . . ."

"Beschuldigen Sie ihn nicht!" sagte Alexandrine. "Hier ist die Notiz des Korsar von heute früh. Man kann ihr nicht vorwerfen, indiscret zu sein."

"Man kann ihr jedenfalls vorwerfen, ungelegen zu sein. Wenn Manfred ruhig geblieben wäre, hätte er uns diese Beschimpfung erspart. Ein netter Dienst, den er Ihnen da erwiesen hat!"

"Er war es nicht, der mir den Dienst erwiesen hat, mich bei Frau Bitterlin einzuführen. Wem verdanke ich alle Widerwärtigkeiten, die ich in jenem Hause erfuhr?"

"Mir, wie Sie zweifelsohne andeuten wollen. Nun, ich glaube alles damit wett zu machen, daß ich Sie heirate. Es ist hart, fortwährend klagen zu hören."

"Es ist hart, fortwährend von Pflicht und Genug-thuung reden zu hören."

Die Stimmen erhoben sich; Frau Ljzdenko öffnete ein Auge und sagte gähmend:

"Streiten die Liebenden jetzt schon?"

Als sie wieder in ihre Unbeweglichkeit verfallen war, sagte Felix leise:

"Ich glaube, daß wir wirklich schon bei Szenen angelangt sind. Trachten wir, daß sie möglichst selten seien! Szenen töten die Liebe — falls sie vorhanden ist . . . Sie geben also zu, daß Frau Ljzdenko ihre Enkelin sehen muß? Sie wird demnach morgen kommen. Sagen wir uns Gutenacht! Haben wir Geduld mit einander, und möge Gott uns für den Rest unserer Tage vor den Zeitungsschreibern und Zeitungen bewahren! Wenn wir verheiratet sind, werden sie uns in Ruhe lassen; wir werden sie nicht mehr brauchen: Sie ver-zichten auf das Romanschreiben und ich auf das Dichten . . . O ja, ich verzichte darauf!"

Er erhob sich; Alexandrine, unglücklicher denn je, begleitete ihn wie gewöhnlich ins Vorzimmer hinaus. Sie dachte: "Dies ist mein letztes ungestörtes Bei-sammensein mit ihm! Morgen wird sie hier sein. Es ist die letzte Gelegenheit, ihm mein Herz zu eröffnen, ein Geständnis zu wagen." Zitternd stotterte sie, wäh-rend Herepian seinen Ueberrock anzog:

"Quälen Sie mich nicht . . ."

Aber es fehlte ihr der Mut, hinzuzufügen: "Ich liebe Sie!"

"Seien Sie ruhig!" sagte der junge Mann mit einem traurigen Lächeln; "wenn einer von uns den andern quälen sollte, so werde nicht ich es sein!"

Er stieg die ersten Stufen der Treppe hinab. Auf die Rampe gestützt, blickte sie ihm nach. Sie wollte den letzten Versuch wagen, ihn zurückzurufen. Schon öffnete sie den Mund, um "Felix!" zu murmeln. Dieses Wort, mit der Zärtlichkeit ausgesprochen, die ihr Herz bewegte, hätte genügt, um alles zu ändern. Aber sie hörte Leute kommen. Eiligst mußte sie sich zurückziehen und die Thüre verschließen, das Herz zwischen eisige Mauern gepreßt, wie ein armes Schiff, das in der kalten Polarnacht zugrund gehen muß, ohne die Sonne wiedergesehen zu haben.

XVI.

Am nächsten Tag holte Herepian Edna zur fest-gesetzten Stunde ab.

"Gehen wir zu Fuß?" frug er. "Mein Juwelier — wenn ich das Recht habe, dieses bestzuanzeigende Fürwort auf einen Mann anzuwenden, der mir einen Gegenstand verkauft hat — mein Juwelier wohnt weit, in einem entlegenen Viertel."

"Kauft man dort viel billiger?"

"Das bezweifle ich; aber man bildet es sich ein, was eine harmlose Genugthuung ist. Und dann lernt man unbekannte Gegenden kennen."

"Gehen wir also zu Ihrem Mann, und vor allem, gehen wir zu Fuß! Was gibt es Neues? Was sagt Alexandrine zu dem Staatsstreich, den Sie heute aus-führen wollen?"



Königin Marie Antoinette auf dem Weg zum Schafott. Nach einem Quarell von Albert Anker. Illustrationsprobe aus Theodor Curt's „Geschichte der Schweiz im XIX. Jahrhundert“.

„Die Leute, die Staatsstreiche ausführen, kümmern sich nicht um das, was andere darüber sagen,“ erklärte Heropian kurz. „Sie geben mir die Gelegenheit, in meiner Rolle als Tyrann zu debütieren. Da Ihre Großmutter bei dem jungen Paar leben soll, ist es angezeigt, daß sie sich frühzeitig daran gewöhne, vor mir zu zittern. Das gilt auch von meiner zukünftigen Cousine,“ setzte er lachend hinzu.

„Ihre zukünftige Cousine wird Ihnen bald ent-
wischen und in das Land der Unabhängigkeit zurück-
kehren.“

„Wenn sie sich nicht in einen Franzosen verliebt und ihn heiratet. Ich sage Ihnen im voraus, liebe Miß Leslie, daß ich mein Möglichstes thun werde, um diesen Zufall herbeizuführen. Ich habe die Idee, daß ich Sie ab und zu brauchen werde.“

„Gewiß nicht, da Sie verheiratet sein werden!“

„Eben deshalb. Ihre Cousine hat mir gestern zum ersten Mal eine Szene gemacht; ich zähle auf Sie, nun ist hierin Einhalt zu thun Reden wir inzwischen von etwas anderm!“

Die Unterhaltung während des langen Spaziergangs war, wenn auch nicht sehr heiter, so doch interessant. In drei Viertelstunden langten sie bei dem Goldarbeiter an. Felix, der sofort wiedererkannt wurde, ward wie ein Prinz, Edna mit einem gewissen diskreten Eifer empfangen. Unglücklicherweise ließ die Auswahl zu wünschen übrig; aber man versprach, binnen einer Stunde eine Kollektion von Wunderwerken „hereinbringen zu lassen“. Felix nahm die Sache mit dem Gleichmut eines an Enttäuschungen gewöhnten Mannes auf.

„Nun,“ sagte er, „benützen wir diesen Aufschub, um zu frühstücken!“

Man bezeichnete ihnen eine Art Schenke in nächster Nähe, sehr rein und nett, schon ganz besetzt mit Künstlern, kleinen Beamten des nächsten Bürgermeisteramtes, ferner Kassierinnen, Telegraphistinnen und Stenographinnen.

„Ich bitte Sie um Entschuldigung,“ sagte Heropian, „daß ich Sie in diese allzu primitive Umgebung bringe.“

„Ach, wie oft habe ich an einem Tische mit Arbeiterinnen gegessen! Dieser kleine Seitensprung ist für mich ebenso interessant, als — heilsam“

„Weshalb heilsam?“

„Weil ich in Eurer erschlaffenden Atmosphäre leicht meinen ernstesten Lebenszweck vergessen könnte.“

„Ich hoffe, daß Sie ihn vergessen, wenn Sie durch eine glückliche Heirat Französin geworden sein werden.“

„Schon wieder! Sie kennen mich schlecht. Mit meinen Anschauungen kann ich keinen Franzosen heiraten!“

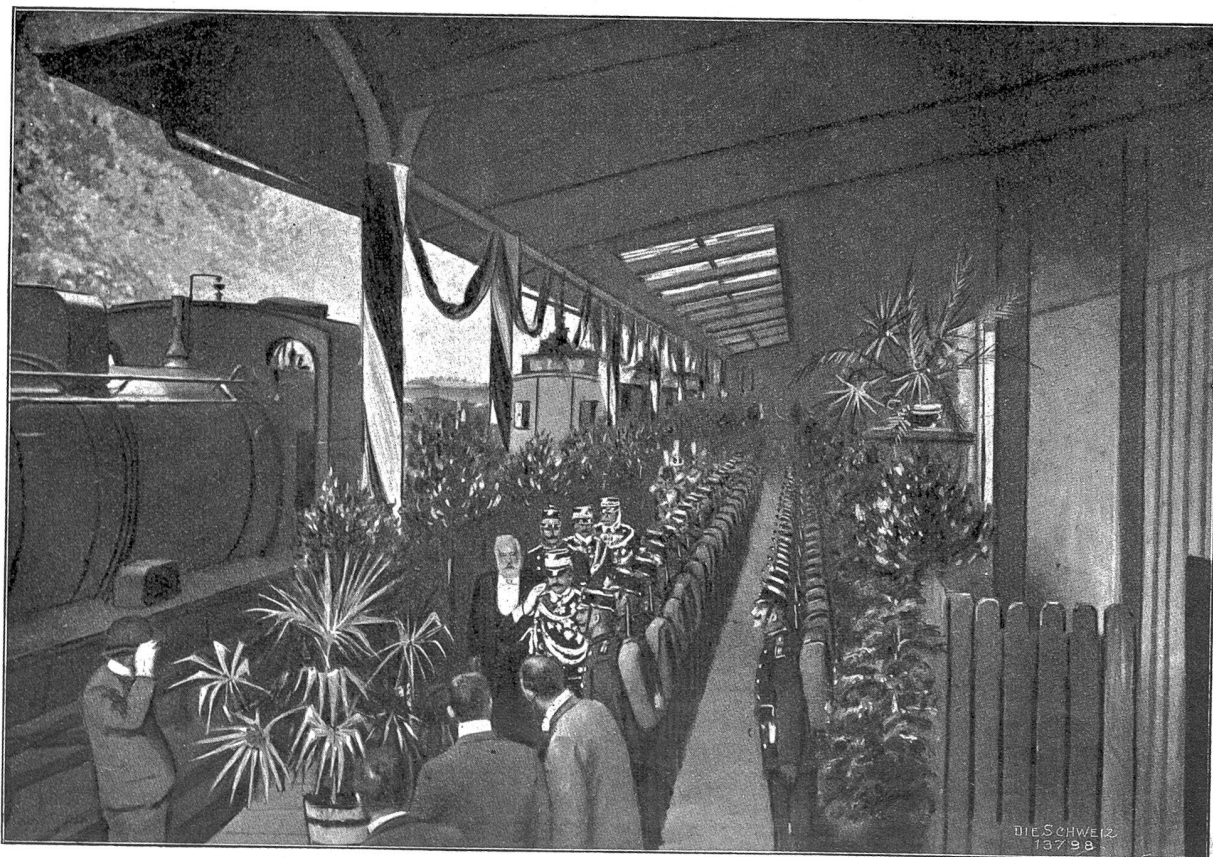
„Was sind das für Anschauungen?“

„In den Augen eines Mannes Ihrer Klasse sind sie zweifelsohne lächerlich. Ich bin der Meinung, daß Mann und Frau den gleichen Pflichten der Treue unterworfen sind. Was für sie ein Verbrechen ist, ist es ebenso gut für ihn. Mein Verstand, noch mehr aber mein Herz, empört sich gegen die Annahme, daß der Meineid für die Frau die Entehrung, für den Mann aber nur eine kleine Sünde bedeutet.“

„Dies dürfte allerdings eine zu rigorose Ansicht sein!“

„Rigoros oder nicht, sie nimmt immer mehr überhand und wird schließlich siegen. Sie zählt auf beiden Seiten des Ozeans bereits mehr Anhängerinnen unter den Frauen der angelsächsischen Klasse, als Sie ahnen können. Das kommt daher, weil wir nicht durch die Inferioritätsfentenz der römischen Tradition erdrückt werden. Ich bin die Tochter eines Vaters, dessen Ahnen sich niemals unter das Joch der Römer gebeugt haben; Cäsar konnte sie in den eisigen Wüsten Kaledoniens nicht erreichen Aber ich lese in Ihren Augen Staunen, Spott, Mitleid. Sie sehen wohl, daß ein Abgrund zwischen uns gähnt.“

(Fortsetzung folgt).



Empfang des Königs Viktor Emanuel III. von Italien in Göschenen.
Der König mit Bundespräsident Zemp an der Seite schreitet die Ehrenkompanie ab. (Phot. A. Krenn).